

Neuerscheinung im Verlag Guthmann-Peterson

Martin Balluch

Die Kontinuität von Bewusstsein

Das naturwissenschaftliche Argument für Tierrechte

410 Seiten, mit einigen Abbildungen

EUR 30,00/sfr 54,60

ISBN 3-900782-48-2

Inhalt

Kurztext.....	1
Langtext.....	1
Über den Autor.....	2
Aus Rezensionen.....	2
Inhaltsverzeichnis des Buchs.....	3
Kurzdarstellung.....	3
Vorwort.....	5

Kurztext

Der Beweis des Bewusstseins bei Tieren führt unmittelbar zur ethischen Forderung nach Tierrechten.

Langtext

In seiner philosophischen Arbeit unternimmt Martin Balluch den Versuch, die politische Forderung nach Tierschutz und Tierrecht über den Nachweis des Bewusstseins bei Tieren und des freien Willens beim Menschen abzuleiten. Nach einer ausführlichen Darstellung des freien Willens, durchaus auch im naturwissenschaftlichen Sinn, zeigt der Autor die Konstruktion und De-Konstruktion des Menschbegriffs in seiner abwertenden Abgrenzung gegenüber allen nicht-menschlichen Lebewesen.

Nach exemplarischen, persönlichen Erfahrungen mit tierlichem Bewusstsein gibt er einen umfassenden Überblick über theoretische und praktische Untersuchungen und Erfahrungen mit Bewusstsein, seinen Anzeichen und Äußerungen. Besonderer Augenmerk gilt dabei der Rolle der Sprache und der Frage, ob sie für das Bewusstsein relevant ist, den Grenzen des Bewusstseins und den seiner Meinung nach zwingend folgenden ethischen Forderungen. Im letzten Teil schließt der Autor den Bogen von den frühen Tierrechtsideen bis hin zur modernen Tierrechtsbewegung und diskutiert die Utopie einer veganen Gesellschaft.

Das Bemerkenswerte an dieser Arbeit ist die Verbindung naturwissenschaftlicher Gedankengänge mit ethischen Forderungen, die Martin Balluch, der „in seinem ersten Leben“ Physiker war, vollzieht, und die Konsequenz, mit der der engagierte, aktive Tierrechtler seine Argumentation vorträgt.

Über den Autor

Mag. DDr. Martin Balluch wurde 1964 in Wien geboren, wo er auch in die Schule ging und maturierte. Er studierte Mathematik, Physik und Astronomie an der Universität Wien. Nachdem er an der Besetzung der Hainburger Au teilgenommen hatte, organisierte er öffentlichen Diskussionen über Tierversuche an der Universität.

Nach seinem Abschluss in Wien war er Assistent an der Universität Heidelberg, am Institut für Theoretische Astrophysik. In Heidelberg initiierte er Seminare zu ökologischer Ethik und Tierrechten. Nach seiner Promotion arbeitete er als Universitätsassistent in Cambridge, am Department of Applied Mathematics and Theoretical Physics, in England. Dort engagierte er sich auch politisch gegen die Jagd. Später hörte er als Erweiterungsstudium Philosophie der Mathematik und Wissenschaftstheorie, seit 2000 Philosophie an der Universität Wien.

Seit 1997 leistet er im Verein gegen Tierfabriken politische Tierrechtsarbeit.

Aus Rezensionen

„In beeindruckender Weise liefert der Autor umfangreiche philosophisch-wissenschaftstheoretische Durchdringungen von zahlreichen Wissens- bzw. Wissenschaftsebenen, um den komplexen und dynamischen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier im Evolutionsprozess expliziter zu machen. [Der] Kern besteht darin, zahlreiche wissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Belege dafür herausgearbeitet zu haben, dass die historisch überlieferte Sicht der Welt einer ontologisch-kategorialen Differenz zwischen Mensch und Tier nicht aufrecht erhalten werden kann: Leben – von Mensch und Tier – hat Identität und Selbstidentität mit den zentralen Charakteristika der Entfaltung von Bewusstsein und Freiheitsgraden.“

Prof. Johann Götschl

Seine Arbeit ist aber nicht bloß eine Zusammenfassung bereits vorhandener Literatur, sondern zeichnet sich durch den groß angelegten Versuch einer Synthese aus. In der Tat wurde ein so umfassendes, auf so breiter Basis entwickeltes Argument für Tierrechte selten dargelegt. Selbst dort, wo man mit Herrn Balluch nicht unbedingt übereinstimmen will, muss man seine Bemühungen und seine Sachkenntnis würdigen.

Prof. Franz M. Wuketits

Inhaltsverzeichnis des Buchs

Kurzdarstellung	13
Vorwort	16
Einführung	18
Motivation	18
Zur „Kluft“ zwischen Mensch und „Tier“	20
Die wissenschaftliche Methode	25
Ohne anthropozentrisches Dogma	29
Konventionen	30
1 Ist die Welt determiniert?	32
2 Bin ich eine biologische Maschine?	43
3 Die Rückkehr des freien Willens	54
4 Sind Naturwissenschaft und willensfähiges Bewusstsein vereinbar?	
5 Was ist Bewusstsein?	82
6 Woran erkennt man Bewusstsein?	99
7 Die soziale Konstruktion der Kluft zwischen Mensch und Tier	
8 Die De-Konstruktion des Menschbegriffs	144
9 Exkurs über das Psychogramm eines Hundes	167
10 Haben nichtmenschliche Tiere Bewusstsein?	192
11 Die Rolle der Sprache	241
12 Tierrechte	256
13 Stimmen für Tierrechte	276
14 Stimmen gegen Tierrechte	309
15 Wo ist die Grenze von Bewusstsein?	333
16 Tierrechte in der Praxis	351
17 Literatur	377
18 Namensverzeichnis	398
19 Stichwortverzeichnis	403
Über den Autor	406

Kurzdarstellung

Die Tierethik gilt herkömmlich bestenfalls als eine kleine Spezialdisziplin der Ethik, die hauptsächlich vom Umgang der Menschen untereinander handelt. Die stillschweigend getroffene Voraussetzung dafür ist den meisten gar nicht bewusst: Tierethik wird wahrgenommen als die Frage, wie „wir Menschen“ mit, neben vielen anderen Dingen, „den Tieren“ umgehen sollen. Die Trennung aller Wesen in „wir Menschen“ und „die Tiere“ ist aber bereits eine sehr gewichtige Voraussetzung mit schwerwiegenden Konsequenzen.

Die Grundfrage der Ethik muss also anders angegangen werden. Zunächst erlebe ich selbst mein eigenes Bewusstsein unmittelbar. Es ist dieses Bewusstsein, das Dinge und Geschehnisse in der Welt als gut oder schlecht bewertet, abhängig von meinem Willen. Das Bewusstsein von We-

sen, unabhängig ob von Menschen oder anderen Tieren, zusammen mit deren eigenem Willen wird also eine zentrale Rolle in der Ethik spielen.

Das naturwissenschaftliche Weltbild scheint keinen Platz für ein Bewusstsein und einen eigenen Willen zu lassen. Die Naturgesetze determinieren offenbar die gesamte (physikalische) Welt. Allerdings existiert zumindest ein Bewusstsein, nämlich meines, und da Bewusstsein im Moment physikalisch nicht beschreibbar ist, aber eindeutig ein physikalisches Phänomen, kann unser naturwissenschaftliches Verständnis der physikalischen Welt nicht vollständig sein. Zusätzlich hat sich mein Bewusstsein offenbar evolutionär entwickelt. Und es können sich nur Eigenschaften evolutionär entwickeln, die auch eine Auswirkung auf das Verhalten der Wesen mit dieser Eigenschaft haben. Daher muss das Bewusstsein also eine Auswirkung auf das Verhalten der bewussten Wesen haben, die sich von den Auswirkungen eines rein computeranalogen Gehirns ohne Bewusstsein unterscheiden, sonst hätte sich ja letzteres evolutionär entwickelt. Dieser Unterschied kann mit Hilfe des mathematischen Theorems von Kurt Gödel herausgearbeitet werden: Er ist das Verstehen. Computerprogramme verstehen nicht, Bewusstsein schon. Und die Auswirkung des Bewusstseins auf das Verhalten ist der Wille. Jedes Bewusstsein bringt entsprechend einen autonomen Willen mit sich.

Für ethische Überlegungen müssen wir also zunächst die empirische Frage beantworten, welche Wesen ein Bewusstsein haben und woran man das erkennen kann. Die Neurobiologie hat besonders in den letzten zehn Jahren viele neue Erkenntnisse über das Bewusstsein und sein Gehirn geliefert, vor allem durch neue Methoden der Messungen von Gehirnaktivität und durch Beobachtung von PatientInnen. Das Gehirn ist zunächst einmal das Zentrum der Nervenbahnen des Körpers. Die entsprechenden Reflexreaktionen laufen unbewusst ab. Das Nervengerüst des gesamten Körpers ist an anderer Stelle im Gehirn dargestellt, genannt das Protoselbst. Bewusstsein entsteht aber erst, wenn die Interaktion dieses Protoselbst mit einem mentalen Bild, z. B. eines Reizes bzw. einer Wahrnehmung oder einer Vorstellung, nichtverbal kommentiert wird. Auf diese Weise kann es Gefühle wie Schmerz geben, die unbewusst bleiben. Man muss also zwischen bewusster und unbewusster Wahrnehmung unterscheiden. Und jedes Bewusstsein ist auch ein Selbstbewusstsein.

Ein wichtiger Hinweis auf Bewusstsein ist also das Vorhandensein der notwendigen Hirnstrukturen. Diese finden sich zumindest bei allen Wirbeltieren. Aus dem Verhalten verschiedener Wesen kann man darauf schließen, ob sie etwas verstanden haben oder ob sie nur automatisiert bzw. reflexartig agieren. Ersteres ist ein hinreichendes Kriterium für Bewusstsein. Ob Menschen und andere Tiere Bewusstsein haben oder nicht, ist also grundsätzlich die gleiche Frage. Dass hier üblicherweise zwischen Menschen und anderen Tieren so stark unterschieden wird, was den gänzlich verschiedenen Umgang im Rahmen der Ethik bedingt, hat historische Gründe und geht auf die Aufklärung zurück. Im 18. Jahrhundert wurde die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen durch eine grundsätzliche Unterscheidung von allen anderen Tieren erkaufte. Mangels empirischer Fakten ist aber diese künstlich geschaffene Kluft nur metaphysisch motiviert. Biologisch gesehen ist der Übergang zwischen Menschen und anderen Tieren vollkommen kontinuierlich und jede Abtrennung künstlich und willkürlich. „Mensch“ und „Tier“ erweisen sich vielmehr als soziale Konstruktionen des „wir“ und des „anderen“.

Eine Verhaltensforschung ohne ideologische Scheuklappen, z. B. durch den Behaviourismus, belegt eindrucksvoll, dass Bewusstsein ein weit verbreitetes Phänomen in der Tierwelt ist. Viele nichtmenschliche Tiergruppen zeigen Kultur, Intentionalität, Verstehen. Dabei spielt die oft ins

Treffen geführte Sprachfähigkeit keine entscheidende Rolle. Der Kommentar über die Interaktionen des Protoselbst mit mentalen Bildern, der das Bewusstsein bedingt, ist grundsätzlich nicht-verbal. Die Sprache ist erst eine verbale Darstellung dieser Interaktion und damit nur eine Repräsentation des Faktischen, die der Kommunikation dient und aus der beim Empfangen erst wieder die mentalen Bilder bzw. die objektive Welt rekonstruiert werden müssen.

Jedes Wesen mit Bewusstsein hat demzufolge einen Willen, der bewusst ist. Die unbewussten Voraussetzungen, um diesen bewussten Willen umzusetzen, sind im Interesse des wollenden Wesens. Das eigene Leben, die eigene Freiheit und die eigene Unversehrtheit sind als Basisbedürfnisse also im direkten oder indirekten Interesse aller bewussten Wesen. Ein Wesen, das diese Zusammenhänge durchschaut und sich bewusst machen kann, will bewusst, dass es lebt, frei und unversehrt ist, und dass sein Leben, seine Freiheit und seine Unversehrtheit von anderen respektiert werden. Es fordert also Grundrechte auf Leben, Freiheit und Unversehrtheit für sich selbst, weil es selbst überhaupt willensfähig, also bewusst, ist. Jedes Leben also, das selbst Grundrechte fordert, muss, wenn es rational konsistent sein will, dann auch für alle anderen Wesen mit Bewusstsein ebenso Grundrechte fordern. Da viele Tiere ein Bewusstsein haben, müssen jene Wesen, die für sich Grundrechte wollen, diesen Tieren die gleichen Rechte, also Tierrechte, zugestehen.

Im Konfliktfall zwischen verschiedenen Wesen wird entschieden, indem den Bedürfnissen und Interessen dieser Wesen verschiedene Gewichte zugeordnet werden. Da die Gewichte aber niemals objektiv, sondern nur subjektiv sein können, weil etwas nur mehr oder weniger wert für ein bewertendes Wesen relativ zu seinem eigenen Präferenzensystem sein kann, müssten solche Werte ad hoc willkürlich eingeführt werden. Eine objektive, rationale Ethik kann also nicht z. B. das Leben eines bewussten Wesens, wie das eines Menschen, höher als das Leben eines anderen bewussten Wesens, wie das eines Schweines, werten. Das ethische Ideal liegt also im maximal möglichen gleichen Respekt gegenüber dem Leben, der Freiheit und der Unversehrtheit aller bewussten Wesen. Das setzt eine vegane Lebensweise voraus, also eine, die ohne tierliche Produkte oder die Nutzung von Tieren gegen deren Interessen auskommt.

Vorwort

Der Umgang mit nichtmenschlichen Tieren in unserer Gesellschaft hat mich schon immer irritiert, soweit ich zurückdenken kann. Unmittelbar vor meiner ersten politischen Tierschutzaktivität war ich Ende 1984 bei der historischen Besetzung der Hainburger Au dabei, von Anfang bis zum Ende. Es ging darum, eine Naturlandschaft vor der Zerstörung durch ein Kraftwerk zu bewahren. Andere dachten an das Stück Wildnis, das für immer verloren gegangen wäre. Ich sah schon damals die Au als den Wohnraum vieler Tiere, und so war ihr persönliches Recht zu leben meine Motivation.

Im Jahr 1985 habe ich als Student meine ersten Tierschutzveranstaltungen organisiert. Damals ging es hauptsächlich gegen Tierversuche. Wir sprachen hierzulande von „ökologischer Ethik“. Den Anschluss an die längst in vollem Schwung befindliche Tierrechtsdiskussion im englischsprachigen Raum habe ich erst 1989 gefunden, nachdem ich an der Universität Cambridge in England zu arbeiten begonnen hatte. Neben meiner zwölfjährigen Tätigkeit als Universitätsassistent an verschiedenen Universitäten war ich acht Jahre lang in der Jagdsaboteur-Vereinigung HSA in England aktiv. Mir wurde immer mehr bewusst, dass auch ich persönlich eine politische Verant-

wortung dafür trage, wie unsere Gesellschaft mit Menschen und anderen Tieren umgeht. Die theoretische Arbeit im Elfenbeinturm der Wissenschaft, so wichtig und befriedigend sie auch war, konnte ich vor mir nicht mehr vertreten. Seit 1997 bin ich ausschließlich in der Tierrechtsbewegung aktiv.

Diese Schrift handelt vom naturwissenschaftlich-rationalen Argument für Tierrechte. Mir ist bewusst, dass die allermeisten Menschen, die sich für Tierrechte einsetzen oder die das Tierrechtsideal selbst zu leben versuchen, nicht rational zu dieser Einstellung gelangt sind. Es gibt in der Tat auch viele emotionale oder spirituell-religiöse Argumente für Tierrechte. Doch diese subjektive Sicht scheint mir keine Basis für einen gesellschaftsweiten Konsens. Natürlich kann man sich aufgrund solcher Argumente selber ändern, aber andere, mit anderer Sozialisation und anderer religiöser Auffassung, sind dadurch nicht zu erreichen. Während wir also emotional und spirituell motiviert sein können, für Tierrechte aktiv zu werden, kann erst eine konsistente rationale Begründung die Basis für die politische Forderung nach Tierrechten liefern. In dieser Schrift werde ich mich daher sehr bewusst auf eine wissenschaftlich-rationale Argumentation beschränken, ohne deshalb die motivierende Kraft anderer Argumente negieren zu wollen.

In 16 Kapiteln lege ich die verschiedenen Aspekte des Tierrechtsgedankens dar. Im Grunde genommen sind die einzelnen Kapitel voneinander unabhängig. Sie können sowohl unabhängig voneinander gelesen als auch unabhängig nachvollzogen werden. In den ersten sechs Kapiteln versuche ich naturwissenschaftliche Fakten zum Bewusstsein zusammenzustellen, um zu sehen, was sich darüber aussagen lässt und wie es nachzuweisen ist. In den Kapiteln 7 und 8 weise ich nach, dass die Begriffe „Mensch“ und „Tier“ soziale Konstrukte sind, die sich in der Realität nicht wiederfinden. Die Kapitel 9 bis 11 identifizieren Bewusstsein bei verschiedenen Wesen. Im Kapitel 12 wird die Tierrechtsphilosophie hergeleitet. Kapitel 13 und 14 rekapitulieren die Argumente anderer. Das Kapitel 15 ist der Frage nach der Grenze des Bewusstseins gewidmet und Kapitel 16 dem ethischen Ideal. LeserInnen, die weniger naturwissenschaftlich orientiert sind, würde ich empfehlen, mit dem sechsten Kapitel zu beginnen und die Kapitel 1 bis 5 vorerst zu überspringen.

20 Jahre meiner theoretischen Überlegungen und praktischen Erfahrungen zu Tierrechten stecken in dieser Schrift. Ich denke, das Argument ist rational konsistent und überzeugend. Es scheint mir keine Lücken zu haben. In einer rationalen Welt dürfte einem ernsthaften Versuch in unserer Gesellschaft, Tierrechte umzusetzen, jetzt nichts mehr im Wege stehen.

Motivation

In seinem Buch „*Seventy Years Among Savages*“ (Salt 1921) beschreibt Henry Salt, englischer Sozialreformer und Sozialist (Hendrick und Hendrick 1989), aber auch Aktivist für Tierrechte (Salt 1892), seine Verwunderung über das in seinen Augen völlig unverständliche – eben „barbarische“ – Verhalten seiner MitbürgerInnen gegenüber nichtmenschlichen Tieren. Das Buch ist im Stil eines Forschers um 1900 geschrieben, der weitab von der europäischen Zivilisation in fremde Länder oder auf neuentdeckte Inseln reist und dort die „Wilden“ (savages) bzw. die UreinwohnerInnen besucht und beschreibt – obwohl der „Forscher“ Salt in diesem Fall natürlich nicht verheimlicht, dass er auf dieser unzivilisierten Insel – England – selbst geboren wurde und bereits 70 Jahre gelebt hat. Die so von sich und ihrem hohen Kulturstandard eingenommene Gesellschaft wird von Salt mit ihrer „Barbarei“ konfrontiert, mit der sie alltäglich, ohne nachzudenken und ohne ethische Reflexion, leidensfähigen MitbewohnerInnen – den nichtmenschlichen

Tieren – begegnet. Der Kern des Buches ist Salts sehr stark empfundenes Entsetzen, wie scheinbar „normale“ und freundliche Menschen sich nur so verhalten können.

Vor genau demselben Rätsel stehe auch ich. Bei meiner Arbeit als Wissenschaftler war ich Teil einer Arbeitsgruppe, deren Mitglieder u. a. sehr schmerzhaft und brutale Versuche an Ratten unternommen haben, um Koeffizienten für die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Hautkrebs bei Menschen nach Bestrahlung mit hartem ultraviolettem Licht zu bestimmen. Dieselben Menschen, mit denen ich in der Kantine Tee getrunken und freundlich geplaudert habe, sind anschließend ins Labor gegangen, um Ratten zu Tode zu quälen. Und die große Mehrheit der restlichen KollegInnen haben täglich, ohne auch nur das Geringste dabei zu empfinden, Leichenteile von in Massentierhaltung gequälten und danach getöteten Tieren gegessen. Es stellt sich also die Frage, ob mit mir etwas nicht in Ordnung ist, wenn ich den Großteil der Gesellschaft pathologisch gefühllos und brutal finde, oder ist mit ihnen etwas nicht in Ordnung, weil sie wirklich gefühllos und brutal sind?

Meine seit vielen Jahren geführten Bergtourenbücher zeigen, dass ich nun bald 40 Jahre lang jährlich 80 bis 120 Tage in den Bergen verbringe, meistens weglos und mit dem Zelt unterwegs, oft von meinen Hundefreunden begleitet. Ich hielt es länger als ein paar Tage im Großstadtbeton auch gar nicht aus. Ich besteige zwar immer wieder auch Fels- und Eiswände, aber am wichtigsten war und ist mir, einfach draußen zu sein, im Wald, in den Bergen, ohne auch nur die geringste Spur menschlicher Zivilisation. Oft bin ich ohne Zelt unterwegs, viele Tage lang, im Winter mit Schlafsack, im Sommer zuweilen ohne. Dann rolle ich mich für die Nacht einfach im Wald ein, unter einem Baum, und schlafe, selbst im Regen.

Die Rationalisierung des brutalen Verhaltens der Gesellschaft nichtmenschlichen Tieren gegenüber ist, dass sie so ganz anders wären, dass da eine unüberbrückbare Kluft bestünde. Aufgrund dieser Andersartigkeit werden Nichtmenschen dann als minderwertig gesehen. Subjektiv empfinde ich genau das Gegenteil. Ich sehe die angeblich so große Kluft überhaupt nicht. Bei meinen Erlebnissen in den Bergen, im Wald, sehe ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen mir und anderen Tieren. Auch und gerade meine caniden Begleiter beweisen mir das täglich aufs Neue.

Doch offensichtlich kann man aus gleichen Erlebnissen andere Schlüsse ziehen. Vor vielen Jahren war ich mit einer Frau in den Bergen unterwegs. Nach der Durchsteigung einer Felswand spazierten wir fröhlich über die Gipfelwiese und stießen unvermittelt auf ein großes Rudel von Gämsen, die aufgrund unseres plötzlichen Erscheinens verschreckt auseinander stoben. Um nicht weiter zu stören, warfen wir uns rasch hinter einen Felsen und beobachteten das Geschehen. Nach einer Flucht in vollem Galopp in alle Richtungen beruhigte sich die Herde nach einiger Zeit, allerdings war sie weit auseinander gerissen. Da hörten wir deutlich den weinenden Ruf eines Gämsekitzes auf der einen Seite und kurz darauf die suchenden Rufe der Mutter auf der anderen. Die beiden waren aber so weit voneinander entfernt, dass sie sich gegenseitig nicht hören konnten. Die Mutter lief offensichtlich verzweifelt von einem Kind in ihrer Nähe zum nächsten, um ihr eigenes zu finden. Ihr Kitz auf der anderen Seite weinte laut und kläglich und schaute verloren in alle Richtungen. Keine BeobachterIn kann so etwas nicht zu Herzen gehen, auch meiner Begleiterin nicht. Wir konnten allerdings nicht eingreifen. Die Mutter hatte aber nach einiger Zeit ihre Seite des Hochtals vollständig abgesucht und alle Gämsekinder geprüft und lief deshalb in raschem Galopp quer über die Wiesen zur nächsten und übernächsten Gruppe, bis sie letztendlich ihr Kind fand. Als sich beide bereits von einiger Entfernung erkannten, liefen sie

aufeinander zu, riefen laut voller Freude und begrüßten sich durch intensives Beschnuppeln. Ein sehr bewegendes Ereignis.

Und dennoch. Nachdem meine Begleiterin mit mir zur nächsten Almhütte abgestiegen war, bestellte sie sich Fleisch zum Abendessen. Hatte sie das Erlebnis so kalt gelassen? Oder überstieg der Schluss von ihrem Mitgefühl mit dem Gämsenleid auf ein Mitgefühl mit dem Rind, dessen toten Körper sie gerade verspeiste, ihre intellektuellen Fähigkeiten? Oder war der Umstand, dass sie das Rindfleisch bezahlt und damit nur indirekt den Auftrag zur Tötung des Tieres gegeben hatte, eine zu lange Kausalkette, um von ihr bewusst verstanden und nachgefühlt werden zu können? Oder meint sie, dass die Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren so unendlich groß sei, dass Begriffe wie Gerechtigkeit einfach auf letztere nicht anzuwenden wären?

Zur „Kluft“ zwischen Mensch und „Tier“

Im Leben mit Hunden unter anderen Tieren in den Bergen spüre ich keinerlei Kluft zwischen uns. In meiner Jugend hatte ich ein so großes Nahverhältnis zu einem Hund, dass ich mit voller Überzeugung sagen kann, dass mir bis dahin niemand so nahe gestanden ist wie dieses Lebewesen. Kein Mensch. Wir haben uns „blind“ verstanden und bei unseren wochenlangen Bergtouren großartig ergänzt. Wie kann jemand auf die Idee kommen, hier eine Kluft zu sehen?

Hediger erklärt in seinem Buch (Hediger 1984), in dem er sich als „Zoodirektor von internationaler Geltung und Begründer der Tiergartenbiologie“ bezeichnen lässt, dass die Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren so groß wäre, dass man den Menschen nicht als Tier bezeichnen dürfe und sogar die Evolution ablehnen müsse. Nur eine göttliche Schöpfung könne ein so herausragend intelligentes Wesen wie den Menschen produzieren.

Seltsam nur, dass ich auch nach zwölf Jahren Arbeit als Universitätsassistent an drei verschiedenen international renommierten Universitäten von dieser „herausragenden Intelligenz“ keine Spur gefunden habe. Und dabei nehme ich mich persönlich nicht aus, im Gegenteil. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass mein Gehirn äußerst schlecht funktioniert und die erstaunlichsten Fehlleistungen produziert. Z. B. wenn ich ein Buch nach zehn Jahren zum zweiten Mal lese, erlebe ich es wie zum ersten Mal, auch wenn mich das Buch seinerzeit wirklich sehr interessiert hat. Ich kann wieder genauso überrascht über diese oder jene Einsicht sein und mich danach sogar daran erinnern, dasselbe Gefühl an derselben Stelle beim Lesen gehabt zu haben. Aber eben nur danach. Mir gelingt es sogar, eigene Schriften nach 20 Jahren zu lesen, als wären sie mir vollkommen neu. Ich könnte noch viele andere Beispiele bringen.

Beim Autofahren z. B. verhalten sich viele Menschen oft so haarsträubend unintelligent und scheinbar ohne jede Fähigkeit, vorauszuschauen oder sich in andere VerkehrsteilnehmerInnen hineinzusetzen, dass man sich wundert, dass nicht mehr Verkehrsunfälle passieren. Sei es, dass sie mit 140 km/h nur 10 m hinter einem anderen Auto herrasen, ohne überholen zu wollen, oder sei es, dass sie überholen, nur um sofort scharf zu bremsen und abzubiegen, sei es, dass sie voll aufs Gas steigen, obwohl 100 m weiter die Ampel bereits auf Rot gewechselt hat, oder ähnliches. Ein Freund weigerte sich seit jeher, mit Helm Motorrad zu fahren. Ich frage: „Wieso?“ Er: „Ich vertrau' auf mich selbst“. Ich: „Aber wenn dir jemand hineinfährt?“ Er: „Ich vertrau' auf mich selbst, dass mir das nicht passiert“. Einige Zeit später stand er bei Rot vor einer Ampel, und ein Auto schoss ihn von hinten ab. Die Fahrerin hatte weder das Rotlicht noch sein Motorrad gesehen.

Andere Beispiele von „herausragender Intelligenz“ sind das Rauchen oder das Wetten für Geld bzw. das Lottospielen. Ich will mich hier nicht über diese Verhaltensweisen lustig oder sie schlecht machen. Jeder das Ihre. Aber mit Intelligenz und Rationalität – angeblich das Zeichen schlechthin des Menschseins und das Maß der großen Kluft zu den anderen Tieren – hat das nicht sehr viel zu tun, im Gegenteil. Und in der Tanzschule oder bei Gesellschaftstänzen habe ich immer wieder erlebt, dass sich die meisten Menschen die einfachsten Schrittfolgen nicht merken können.

Auch mit der mathematischen Intelligenz bei Menschen ist es nicht weit her. Meiner 21-jährigen Nachhilfeschülerin, die die Matura nachmachen wollte, versuchte ich zu erklären, was die Gleichung $x - 2 = 0$ bedeutet und wie man sie lösen kann. Nach langen Versuchen musste ich kapitulieren: sie konnte das einfach nicht verstehen. Der Abstraktionsschritt der Formalisierung einer praktischen Frage wie: „von wie vielen Äpfeln musst du zwei wegnehmen, damit keiner mehr da ist?“ war ihr einfach zu hoch. Umgekehrt habe ich wahre Mathematikgenies im praktischen Leben gesehen, die zu den einfachsten Dingen nicht fähig waren, wie z. B. einen Fahr-scheinautomaten in den öffentlichen Verkehrsmitteln zu bedienen, einfache Reparaturen vorzunehmen und die dafür notwendigen mechanischen Zusammenhänge zu verstehen oder beim Autofahren rückwärts einzuparken.

Auch hier möchte ich mich nicht über andere lustig machen. Ich stelle nur fest, dass die „herausragende Intelligenz“ bei den Menschen, und allen voran bei mir, einfach nicht zu finden ist. „Herausragend intelligent“ ist anders.

Hediger (1984) und andere fügen auch an, dass die Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren an der Fähigkeit läge, an Religion oder etwas Göttliches zu glauben. Wenn dem so wäre, dann sind viele Menschen keine Menschen, weil sie schlicht und einfach an nichts Göttliches glauben können. Und mit gutem Grund, wie ich meine. Die Wachturm-Gesellschaft der Zeugen Jehovas belegt das eindrucksvoll. Sie hat eine Reihe von Publikationen herausgegeben, die so kindlich und naiv gehalten sind, dass sie sich wohl an recht schlichte Gemüter wenden. Die Bilder und Gleichnisse, mit denen das Gesagte untermalt wird, wirken so, als wären sie einem Kinderbuch entnommen. Hediger (1984) meint, aus der Natur ableiten zu können, dass es eine göttliche Schöpfung gegeben haben muss, ja, er plädiert sogar dafür, das in der Schule zu lehren. Die Evolution könne dieses und jenes nicht erklären. Dabei scheint Hediger nicht zu verstehen, dass „göttliche Schöpfung“ keine Erklärung irgendwelcher Sachverhalte ist, sondern eine Bankrotterklärung der eigenen Fähigkeit, Zusammenhänge zu verstehen. Zu sagen, ein Sachverhalt wäre auf Gott zurückzuführen, ist gleichbedeutend damit zuzugeben, dass man keine Ahnung hat, wie der Sachverhalt zustande gekommen sein könnte. Als Alternative zur wissenschaftlichen Theorie der Evolution die Schöpfungsgeschichte der Bibel ernst und wörtlich zu nehmen, zeugt nur von der Unfähigkeit, die Evolution zu verstehen. Ob die Evolution (im Moment) überhaupt für irgendeinen Menschen vollständig zu verstehen ist oder nicht: die Flucht zur Religion beweist nur diese Unfähigkeit zu verstehen und damit Unintelligenz, das genaue Gegenteil von Hedigers Doktrin der „herausragenden menschlichen Intelligenz“. Man kann vielmehr umgekehrt sagen: Die Religionsfähigkeit mancher Menschen ist ein Zeichen ihrer Irrationalität. Rationalität und Religionsfähigkeit schließen sich also aus und können beide nicht als Beleg für die Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren herhalten.

Richard Dawkins (1993) nennt jene, die von der Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren schwärmen, DiskontinuistInnen. Sie sehen eine Diskontinuität statt einer kontinuierlichen Ent-

wicklung. DiskontinuistInnen meinen oft, die Sprache sei der Beleg für die Kluft. Zu den Tätigkeiten, die den größten Teil der wachen Zeit meines Lebens ausgemacht haben, gehören Bergsteigen und Mathematik. In beiden Bereichen spielt Sprache eine sehr beschränkte oder sogar gar keine Rolle. Es ist unmöglich, auch nur die einfachsten Bergerfahrungen oder Bergweisheiten anderen mit Worten mitzuteilen, sodass sie sie auch nur annähernd nachempfinden können. Bergsteigen kann man nicht aus Büchern lernen. Und die Entscheidungen beim Bergsteigen werden nicht verbal getroffen. Ähnlich bei der Mathematik. Sowohl mein mathematisches Denken als auch meine mathematischen Einsichten scheinen mir nichtverbaler Natur zu sein. Oft fällt es mir schwer, eine mathematische Erkenntnis verbal zu vermitteln. Ein Bild oder eine mathematische Formel sagen mehr als 1000 Worte.

Wenn ich wochenlang allein oder mit Hund in den Bergen unterwegs bin, dann hört sich alles verbale Denken auf. Ich könnte dabei auch niemals ein Buch lesen. Ich hab's versucht und bin kläglich gescheitert. Ein gut dokumentiertes Beispiel für den Sprachverlust in der Natureinsamkeit ist der schottische Matrose Alexander Selkirk (siehe Blumenthal 2003, S. 95–97), das Vorbild für das Buch „Robinson Crusoe“ von Daniel Defoe. Selkirk wurde im Jahr 1704 im Alter von 28 Jahren auf der Insel San Fernandez in chilenischen Gewässern im Streit ausgesetzt. Im Februar 1709, nach vier Jahren und vier Monaten, wurde Selkirk von zwei Schiffen gefunden. Doch als er versuchte, mit den Matrosen zu reden, konnte er nur noch stammeln. Einer der Kapitäne notierte: „Als er an Bord kam, hatte er seine Sprache derart verlernt, dass wir ihn kaum verstehen konnten. Es schien, als ob er seine Worte halbieren würde.“ Und das, obwohl Selkirk die Bibel auf der Insel bei sich hatte und darin lesen konnte.

Auch die Fähigkeit zur Kunst wird als eine menschliche Eigenschaft genannt, die so herausragend entwickelt wäre, dass sie keinen Vergleich mit anderen Tieren zuließe. KritikerInnen von Tierversuchen bringen häufig als Argument, dass sich die TierexperimentatorInnen vorstellen sollen, intelligente und hochtechnisierte Wesen von einem anderen Stern würden auf der Erde landen, die um genauso viel intelligenter als die Menschen wären, als die Menschen angeblich intelligenter als „die Tiere“ sind. Wären sie dann immer noch für Tierversuche – an sich selber für das Wohl der „höherwertigen“ Lebewesen vom anderen Stern? Paton (1984) nimmt dazu Stellung, indem er sagt, man möge ein Mauseloch und den Mailänder Dom betrachten. Es wäre nicht vorstellbar, dass es Wesen gäbe, die soviel bessere Bauwerke zustande brächten, als der Mailänder Dom besser wäre als ein Mauseloch. Ähnliches wird auch über den Vergleich zwischen dem Vogelgesang und der Musik von Mozart gesagt.

Ich habe den Mailänder Dom besucht, und ich habe die Musik von Mozart gehört. Beides hat mich nicht sehr beeindruckt. Andererseits könnte ich, als Mensch, weder den Dom von Mailand noch die Musik von Mozart reproduzieren, geschweige denn etwas Gleichartiges selbst entwickeln. Ich empfinde also hier weder einen großen Unterschied zu Mauseloch und Vogelgesang noch, dass sich hier eine Kluft zwischen genau allen Menschen und allen anderen Tieren auftut. Vielmehr erschüttert mich, an was für einer verblendeten Selbstüberschätzung manche Leute leiden. Welty und Baptista (1988) z. B. zeigen, dass Vögel etwa zehnmal mehr Modulation als Menschen hören können, und entsprechend moduliert sind auch die Vogelgesänge, wenn man sie langsamer abspielt, sodass das menschliche Ohr sie überhaupt vollständig aufnehmen kann. Umgekehrt muss daher menschliche Musik für Vogellohren überaus langsam und eintönig klingen. Auch die von Mozart.

Zuweilen hört man sogar das Argument, dass alle Menschen von der großen Kluft zu den anderen Tieren so stark innerlich überzeugt wären und sich selbst daher zwingend als höherwertig empfänden, dass im Sinne von „sechs Milliarden Menschen können nicht irren“ damit an sich schon die Kluft und die Höherwertigkeit der Menschen bestätigt werden würden. Allerdings bilde, wie gesagt, allein ich hier schon eine Ausnahme. Ich habe mir nahe stehende Menschen und mir nahe stehende nichtmenschliche Tiere verloren, und die Trauergefühle sind völlig vergleichbar. Ich habe Menschen und andere Tiere leiden und sterben gesehen, und mein Mitgefühl ist vergleichbar. Ich spüre tatsächlich und ohne Übertreibung keine Kluft und keine Höherwertigkeit. Als Kind hat mich immer schon am meisten gewundert, dass Hunde soviel anders behandelt werden: Sie bekommen Schlechteres zu essen als Menschen und müssen das Sofa verlassen, wenn ein Mensch darauf sitzen will, usw. Warum eigentlich? Als Kind habe ich das nicht verstanden und stehe damit nicht alleine. Meine Erfahrung ist, dass Kinder bis etwa 8 oder 10 Jahre keinerlei Überlegenheit gegenüber nichtmenschlichen Tieren empfinden. Natürlich sind sie oft brutal zu anderen, aber eben zu allen Tieren, auch zu den Menschen, ohne Unterschied der Art. Auf Nachfrage sagen Kinder oft, dass ein nichtmenschliches Tier genauso ein Recht auf Leben hat wie ein Mensch. Erst das Aufwachsen in einer radikal anthropozentrischen Gesellschaft treibt ihnen diese „Flausen“ aus.

Abgesehen davon gibt es eine Reihe nichteuropäischer Kulturen und Religionen, die nichtmenschliche Tiere gleich wie Menschen respektieren, wie z. B. viele BuddhistInnen oder die Jaina.

Die wissenschaftliche Methode

Die eine sieht also eine große, unüberwindliche Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren, der andere empfindet hier keine großen Unterschiede und versteht den Menschen als eines von vielen Tieren. Wer hat Recht? Wie lässt sich diese Diskrepanz lösen? Wer irrt sich? Diese Frage ist das wesentliche Thema dieser Arbeit.

Um sie zu beantworten, müssen wir uns aber zunächst von allen Dogmen, Vorurteilen und spirituellen Grundeinstellungen lösen. Wenn ich der Meinung bin, im Gegensatz zu allen anderen Tieren als Ebenbild eines Gottes geschaffen worden zu sein, dann werde ich natürlich grundsätzlich immer eine unendliche Kluft zwischen mir und anderen Tieren wahrnehmen. Diese Annahme teilen aber nicht alle Menschen. Um mich mit ihnen zu verständigen bzw. um festzustellen, ob diese Kluft Wirklichkeit ist oder nur das Fantasieprodukt jener, die sich gerne über andere stellen und sich von allen als minderwertig empfundenen Lebewesen abgrenzen wollen, darf ich also diese Ebenbildlichkeit zu Gott nicht voraussetzen. Ja, ich darf überhaupt nicht von Göttlichem oder Metaphysischem reden, weil dann könnte ich mich nur mit jenen verständigen, die an dasselbe Göttliche bzw. Metaphysische glauben, und einer glaubensunabhängigen Wahrheit wäre ich keinen Schritt näher.

Ich muss mich aber auch von meinen persönlichen Empfindungen, meiner subjektiven Weltansicht lösen, sie jedenfalls kritisch betrachten. Vielleicht habe ich aufgrund meiner einsamen Berg-erfahrungen wesentliche Aspekte des Menschlichen einfach übersehen oder nie erlebt? Umgekehrt, vielleicht ist das Weltbild eines Menschen, umgeben von Computern, Maschinen, Straßen und Betonbauten, einfach so naturfern und damit realitätsverloren, dass er über den Bau und Gebrauch dieser Entitäten sein Dasein definiert und dadurch eine unendliche Kluft zu Wesen, die diese Entitäten nicht benutzen, wahrnimmt? In der Beantwortung so fundamentaler Fragen

wie der Frage nach dem Mensch-Tier-Verhältnis dürfen wir also nicht das subjektive, persönliche Umfeld an den Anfang stellen, sondern müssen an die Sache objektiv, also mit wissenschaftlicher Methodik, herangehen.

Und die Wissenschaft spielt erstaunlich vielfältig interdisziplinär in dieses Thema herein. Zur Bearbeitung der hier aufgeworfenen Fragen werden wir Erkenntnisse aus der Mathematik, der Physik, der Biologie, der Neurologie, der Archäologie, der Anthropologie, der Physiologie, der Philosophie, der Soziologie und der Linguistik benötigen. Aber das ist ja, wenn man so will, der eigentliche Grund, warum diese Wissenschaften betrieben werden. Damit wir mit ihrer Hilfe ein möglichst objektives, metaphysikfreies Weltbild erhalten, um die eigentliche Urfrage allen Denkens und Forschens zu beantworten: Was soll ich tun?

An dieser Stelle könnte man einwenden, dass auch die Wissenschaft nichts 100%ig beweisen könne, und damit wäre sie auch nicht besser als Religion. Beweisen kann ich allerdings überhaupt nichts. So könnte überall dort, wo ich gerade nicht hinschaue, ein rosaroter Elefant stehen, und die Gesellschaft hat sich gegen mich verschworen und will mich nicht darauf aufmerksam machen. Vielleicht hört der Radiosender auf zu senden, wenn ich mein Radio abdrehe, und fängt wieder an, wenn ich wieder aufdrehe? Vielleicht existiert der Computer, auf dem ich gerade schreibe, nur in meiner Einbildung? Es gibt einige Annahmen, die ich vernünftigerweise nicht bestreiten kann. Auf diesen aufbauend, lässt sich mit Logik und empirisch-rationaler Falsifikation einiges erreichen, wie uns die Wissenschaft zeigt. Darüber hinaus grundsätzlich empirisch unerreichbare, metaphysische Größen anzunehmen, wie das die Religion vorschreibt, ist etwas ganz anderes. Wenn wir uns in dieses Fahrwasser begeben, können wir Konflikte nicht mehr durch Überzeugen, sondern nur mehr mit Gewalt lösen. Wollen wir dem entgehen, ist die wissenschaftliche Methode unsere einzige Option. Wir müssen in der Gesellschaft Gesetze für das Zusammenleben aufstellen. Da diese Gesetze aber alle betreffen und wir übereingekommen sind, dass Staat und Kirche getrennt werden müssen, dürfen diese Gesetze nicht auf religiösen Überzeugungen basieren, sondern müssen wissenschaftlich gedeckt und möglichst objektiv sein.

Aus der Annahme einer unendlichen Kluft zwischen Menschen und anderen Tieren leitet die Gesellschaft eine Reihe von normativen Konsequenzen ab. So gelten allgemein nichtmenschliche Tiere vor dem Gesetz als Sachen, als Eigentum, und sind völlig rechtlos. Mord, Totschlag, Genozid oder Vergewaltigung gibt es laut allgemeiner Überzeugung nur, wenn Menschen die Opfer sind. Entsprechend müsste auch eine empirisch-wissenschaftliche Revidierung der Annahme der Diskontinuität zwischen Menschen und anderen Tieren normative Konsequenzen haben. Wenn Menschen auch Tiere sind, im wahrsten Sinn des Wortes, wie sollte sich dann noch die grundsätzliche Andersbehandlung und Minderbewertung gerade der nichtmenschlichen Tiere aufrechterhalten lassen?

An dieser Stelle werfen oft VerteidigerInnen des Status quo den Vorwurf des Biologismus ein, des naturalistischen Fehlschlusses. Aus dem Sein ließe sich nicht auf ein Sollen schließen, und deshalb wäre es egal, ob Menschen diese oder jene Eigenschaften hätten, anderen Tieren gleich wären oder nicht. Wie auch immer sie sind, daraus ließe sich nicht ableiten, wie man sie behandeln soll. Diese Ansicht übersieht allerdings, dass allein schon die Frage, wer ein Mensch ist und wer nicht, eine empirische Frage über das Sein ist. Zu sagen, alle Menschen haben Grundrechte, ist eine Aussage, die das Sein (wer ist Mensch und wer nicht?) mit dem Sollen (Menschenrechte) in Beziehung setzt. Allerdings hat all das mit dem naturalistischen Fehlschluss nichts zu tun.

Nach David Hume ist der Fehler des logischen naturalistischen Fehlschlusses, wenn von einer deskriptiven Proposition („x ist nützlich“) zu einer normativen Proposition („Du sollst x tun“) direkt logisch geschlossen wird (Höffe 1997). Da die beiden nicht logisch zusammenhängen, kann auch nicht von einer zur anderen Proposition logisch geschlossen werden, ohne dass zusätzliche Annahmen getroffen wurden. George Edward Moore zeigte den semantischen naturalistischen Fehlschluss auf, bei dem die Definition von „ethisch gut“ durch empirische Begriffe bewerkstelligt wird (Höffe 1997). Das ist z. B. dann der Fall, wenn jemand zu erkennen meint, dass sich die Evolution zielgerichtet zu „höheren“ und „komplexeren“ Lebensformen entwickelt und deshalb ethisch definitionsgemäß jene Handlungen „richtig“ wären, die „komplexere“ Lebensformen auch auf Kosten weniger komplexer fördern. Abgesehen von der Unhaltbarkeit dieses Schlusses an sich konnte Gould (1995) überzeugend darlegen, dass die Evolution keine zielgerichtete Entwicklung hin zu komplexeren Wesen ist, sondern eine Ausdifferenzierung und Erhöhung der Varianz.

Oder jemand missversteht die natürliche Selektion und folgert aus ihr, dass jedes Lebewesen danach strebe, die eigene Art zu erhalten, und deshalb wäre es ethisch definitionsgemäß richtig, die eigene Art anderen Arten vorzuziehen. Tatsächlich ist die Arterhaltung aber keine Triebfeder der Evolution, vielmehr sind gleichgeschlechtliche ArtgenossInnen die größten evolutionären KonkurrentInnen. Und natürlich wäre in jedem Fall der Schluss von dem, was die natürliche Selektion bewirkt, zu dem, was ethisch richtig ist, ein naturalistischer Fehlschluss.

Oder die natürliche Selektion wird zur Definition der Ethik herangezogen, indem es als ethisch richtig bezeichnet wird, wenn Schwächere, weniger Lebensfähige durch Stärkere, Lebensfähigere getötet oder ausgebeutet werden. Auch diese sozialdarwinistische Sicht ist ein naturalistischer Fehlschluss und rational nicht haltbar.

In unserer Gesellschaft wird der naturalistische Fehlschluss oft z. B. zur Rechtfertigung des Fleischessens angewandt. Es wird gesagt, es sei natürlich für Menschen, das Fleisch anderer Tiere zu essen. Und daraus schließt man offenbar, dass es auch ethisch richtig wäre. Ein klassischer naturalistischer Fehlschluss. Nicht nur, dass er die Ausbeutung von weltweit Milliarden nicht-menschlicher Tiere rechtfertigen würde. Hollingham (2004) belegt, dass Kannibalismus unter Menschen weit verbreitet und offenbar die Norm war. Ein wesentliches Argument dafür ist der Umstand, dass DNS-Analysen ergeben haben, dass es eine genetische Prionenresistenz bei allen Bevölkerungsgruppen weltweit gibt, die sich aber nur entwickeln konnte, wenn durch Kannibalismus bedingt ein Selektionsdruck durch die menschliche Form von BSE, die vCJD, längerfristig ernsthaft gegeben war. Diese genetische Resistenz ist nämlich in anderen Bereichen nachteilig und hätte sich sonst längst wieder wegselektiert. Zusätzlich hat man an vielen Menschenknochenfunden Schabspuren von Küchengeräten gefunden. Und z. B. in verschiedenen Kochgeschirren sowie fossilisierten Menschenfäkalien eines 850 Jahre alten indianischen Pueblo in Südwest-Colorado, USA, fand man das Protein von Menschenfleisch: Mindestens sieben Personen waren dort gekocht und gegessen worden.

Wie auch immer, es ist zumindest bedenklich, dass unsere Gesellschaft ihr Verbot, Menschen zu töten und zu essen, davon abhängig machen will, ob Kannibalismus natürlich ist oder nicht. Entsprechend kann dieses Argument auch nicht für das Töten und Essen anderer Tiere herhalten.

Aber nur weil wir die Eigenschaften von Lebewesen oder Entitäten in die Ethik einbeziehen, begehen wir noch keinen naturalistischen Fehlschluss. Um eine Ethik in irgendeiner Form an-

wendbar zu machen, müssen ja empirische Größen darin vorkommen. Problematisch wird es erst, wenn die Ethik mit empirischen Größen begründet wird.

Da wir unsere ethischen Auffassungen unserer Gesellschaft in Form von Gesetzen zugrunde legen, ist gerade in der Ethik ein Weg der Konsensfindung abseits von Gewalt notwendig. Dieser Konsens kann aber grundsätzlich nicht auf religiösen Überzeugungen basieren, weil religiöse Überzeugungen nicht konsensfähig sind. Ebenso darf sich die ethische Diskussion nicht auf subjektive Intuitionen verlassen, weil andere Subjekte andere Erlebnisse haben können und damit ein Konsens auf dieser Basis grundsätzlich nur unter jenen Wesen möglich ist, die ähnliche Erfahrungen hatten. Das würde traditionellen Vorurteilen Tür und Tor öffnen. Es bleibt daher nur, auch in ethischen Fragen die wissenschaftliche Methode maximaler Objektivität ohne metaphysische Intervention anzuwenden. Ethik muss auf wissenschaftlichen Fakten beruhen, um einen Konsens zu ermöglichen.

Es ist mir durchaus bewusst, dass in der Praxis kaum ein Mensch rational genug ist, durch wissenschaftliche Argumente sein Weltbild und seine Ethik zu verändern. Im Gegensatz zu Hedigers Auffassung ist es mit dem menschlichen Intellekt eben nicht weit her. Aber auf lange Sicht kommt man in der politischen Diskussion zum Glück nicht ohne rationale Argumente aus, jedenfalls in einer funktionierenden Demokratie. Und deshalb werde ich hier trotzdem die ethische Grundfrage auf wissenschaftlicher Basis abhandeln.

Ohne anthropozentrisches Dogma

Die hier aufgeworfene Grundfrage „Was soll ich tun?“ und damit einhergehend die kulturhistorische und biologische Frage der Mensch-Tier-Beziehung lässt sich allerdings nur ernsthaft diskutieren, wenn wir bereit sind, auch unser Grunddogma der Anthropozentrik und unser Vorurteil nichtmenschlichen Tieren gegenüber als grundsätzlich anders und minderwertig zu hinterfragen. Diese Auffassungen können bestenfalls am Ende, dürfen aber keinesfalls am Anfang unserer Überlegungen stehen. Bei rationalen Wesen müssten gerade bei Dogmen der eigenen Höherwertigkeit die Alarmglocken läuten. Natürlich wünschen wir uns alle innerlich, die wichtigsten und besten und wertvollsten Wesen zu sein. Und gerade deshalb müssen wir mit Argumenten doppelt und dreifach vorsichtig sein, die uns scheinbar diese Eigenschaften bestätigen.

Es ist mir bewusst, dass es für „normale“ Mitglieder unserer Gesellschaft fast unmöglich ist, den Anthropozentrismus und das Gefühl der eigenen Höherwertigkeit gegenüber nichtmenschlichen Tieren auch nur zeitweilig im Rahmen einer Kette rationaler Überlegungen abzulegen. Aber das zu tun ist absolut notwendig, um sich den anstehenden Fragen ernsthaft zu stellen. Ansonsten gehen wir mit allen im Weiteren aufgeworfenen Argumenten so um, wie das Badura (1999) in seinem Buch vorgeführt hat, und damit wird jegliche Diskussion sinnlos. Das Dogma der Anthropozentrik ist vergleichbar mit einer religiösen Vorstellung: Nur wer sie teilt, kann einen Konsens finden; wer sie nicht teilt, ist durch alle weiteren Argumente unerreichbar, weil sie auf diesem Dogma fußen. Der Konflikt ist vorprogrammiert.

Für Badura scheint sich die Frage der Tierethik wie folgt zu stellen: „Wir“ Menschen sind mit einigen Dingen in dieser Welt konfrontiert, wie z. B. Kunstwerken, Pflanzen, Pilzen und eben auch „Tieren“. Und jetzt müssen „wir Menschen“ uns überlegen, wie wir diese Entitäten, u. a. auch diese „Tiere“, behandeln sollen. Schon durch diese Art von Zugang wird die vorurteilslose, wissenschaftliche Diskussion aber verunmöglicht. Dieser anfängliche Fehler zieht sich quer durch das gesamte Buch, und entsprechend werden die Grundfragen der Ethik nicht mehr diskutierbar.

Die grundsätzliche, gruppenbildende Abgrenzung Menschen versus „Tiere“ verstellt jeden tieferen Blick auf die eigentlichen Zusammenhänge.

Entsprechend muss die Frage lauten: Was soll *ich* tun? Der Ausgangspunkt muss *mein* Erkennen sein, von dem aus ich die Welt erschließe. Natürlich kann es sein, dass ich erst durch soziale Interaktion zu dem geworden bin, was ich jetzt bin, aber auch das muss eine Konsequenz und darf keine Voraussetzung meines Zugangs sein.

Ausgehend von meinem Bewusstsein möchte ich also mittels wissenschaftlicher Methodik die Frage zu beantworten versuchen, was Bewusstsein ist und woran ich es bei anderen Wesen erkennen kann. Danach überlegen wir uns, wie sich historisch das Dogma der Höherwertigkeit und Andersartigkeit des Menschen entwickelt hat. Anschließend wird es einer kritischen Prüfung unterzogen. Zuletzt ziehen wir aus all dem die ethischen Konsequenzen.

Konventionen

Da ja das anthropozentrische Dogma selbst Untersuchungsobjekt dieser Studie ist und daher nicht vorausgesetzt werden darf, wähle ich eine entsprechende Schreibkonvention. Beim Begriff „Tier“ sind also immer die Menschen miteinbezogen. Nichtmenschliche Tiere sind jene Tiere, die keine Menschen sind. Weiters wird das wertneutrale „tierlich“ statt dem herabsetzenden „tierisch“ verwendet. Spezielle Begriffe für nichtmenschliche Tiere, die bei Menschen unter gleichen Voraussetzungen herabwürdigen, werden nicht verwendet, wie Männchen und Weibchen statt Mann und Frau, fressen statt essen usw.

Wenn Ergebnisse von Tierversuchen zitiert werden, so bedeutet das nicht, dass ich diese Versuche gutheiße, im Gegenteil, ich distanziere mich explizit von allen Tierversuchen, werde aber nicht davon Abstand nehmen, ihre Ergebnisse im Sinne der Opfer der Versuche anzuwenden.

Wenn ich mich auf männliche und weibliche Wesen beziehe, verwende ich die -Innen-Endung, wo es mir leicht möglich ist. Der Lesbarkeit wegen ist es manchmal besser, nur ein Geschlecht zu wählen. Das soll aber das andere Geschlecht nicht ausschließen, außer das wird explizit gesagt. Um die Geschlechtsneutralität in solchen Fällen zu unterstreichen, wird willkürlich manchmal die weibliche und manchmal die männliche Form benutzt.

Für weitere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Guthmann-Peterson

Wissenschaftlicher Verlag seit 1988 - Ecodesign-Preisträger 2001

Wien und Mülheim a. d. Ruhr

A-1130 Wien, Elßergasse 17

Tel. +43 (0)1 877 04 26

Fax +43 (0)1 876 40 04

D-45473 Mülheim a. d. Ruhr, Dr.-Simoneit-Straße 36

Tel. +49 (0)208 75 69 59

E-Mail: verlag@guthmann-peterson.de

<http://www.guthmann-peterson.de>

E-Mail: verlag@guthmann-peterson.at

<http://www.guthmann-peterson.at>